

LiedZentrum (3)
Dienstag, 19.Februar 2008

Abglanz der Wiener Jahrhundertwende

Ich bin heute Morgen von Wien zurückgekommen, dieser „unglaublichen Stadt“, wie sie der Wiener Schriftsteller Heimito von Doderer nennt und in seinen Romanen detailliert beschrieben hat. Ich bin nicht zur Vorbereitung dieser Zeilen nach Wien gefahren, habe aber diese Konstellation dankend angenommen, gerade in der Stadt zu sein, die uns heute Abend hier beschäftigen wird. Im übrigen ist Doderer ein idiomatisch treffender Zeuge, denn „sein“ Wien ist das vor 1914, das Wien seiner Kindheit, das Wien, in dem er – wie er selbst einmal gesagt hat – zum letzten Mal glücklich war, auch wenn er selbst den größten Teil seines Lebens nach 1918 in dieser Stadt lebte, die seitdem zu dem Land, dessen Hauptstadt sie sein mußte, gar nicht mehr passte.

Was meine ich damit? Schauen Sie sich mal historischen Landkarten an; man kann das ja heute ohne weiteres im internet tun; ich indes bevorzuge das Wälzen größerer Folianten, die einem einfach auch physisch erfahrbar machen, wie groß die Welt und wie tief ihre Geschichte ist. Vergleichen Sie dann bitte das k.u.k. „Österreich-Ungarn“ vor 1914 mit der „Republik Österreich“ nach dem ersten Weltkrieg. Der klassische „Vorher-Nachher-Effekt“, wie er von der Werbung nicht radikaler erfunden werden könnte. Schlicht gesagt: die Stadt ist jetzt einfach zu groß, zu repräsentativ, zu gewaltig, von allem zu viel – und irgendwo viel zu schön. Das gibt Wien heute etwas

unwirkliches, ein ständiges „Als-ob“, das die Bewohner mit der tiefschürfenden Ausführung „Eh!“ parieren.

Aber es geht ja heute Abend nicht um das Wien der Gegenwart, obwohl ich ja immer der Ansicht bin, daß nicht nur die Gegenwart durch die Vergangenheit interpretiert werden soll, sondern auch diese mit der Gegenwart des Betrachtenden zusammen gesehen werden muß. „Kugelgestalt der Zeit“ hat das Bernd Alois Zimmermann genannt.

Wien um die Jahrhundertwende war die Hauptstadt, die Metropole, eines sehr komplexen Gebildes, in dem sehr viele Völker in einer nicht vereinheitlichten staatlichen Organisation zusammen lebten. Und wenn ich mir anschaue, welche Länder das waren – an den Rändern das heutige Polen, die Ukraine, Moldawien, Bulgarien, der (*das?*) gerade Eigenständigkeit gewinnende Kosovo, Kroatien und Nord-Italien – dann wäre das ja ein fast der Süd-Ostteil der heutigen EU und ihrer beitragswilligen Nachbarn. Am Sonntag machten die in Wien ansässigen Kosovaren lautstarke Autokorsos auf dem Ring. Ist es denn wirklich nicht möglich, ein autonomer Teil von Serbien zu bleiben und gemeinsam Richtung EU zu gehen? Aber so läßt (leider) die Geschichte nicht mit sich umgehen. Jeder muß alle Umwege machen, sonst könnte ja auch der Nachgeborene sich die Pubertät ersparen weil der Ältere die Erfahrung bereits gemacht und hinter sich hat.

Wien um die Jahrhundertwende – das war Aufbruch und Zusammensinken zugleich, Innovation und Regression, Avantgarde und Traditionalismus, Mut und Angst, Freude und Depression, arm und reich. Es war die Wiege aller moderner Kunst (Berlin kam erst später, in den Zwanzigern nach) und die Brutstätte des Faschismus, der beileibe nicht von Adolf Hitler erfunden wurde, den er

als Tagelöhner aber dort erlebte und zu einer Ideologie formte, die Europa aus den Angeln hob. Wien, die Stadt der Avantgarde und des Nationalsozialismus. Nicht ganz zufällig war diese zwielichtige Zeit des „fin du siècle“ vor dem ersten Weltkrieg die Geburtsstunde der Psychoanalyse; man ging den Dingen auf den Grund, aber man fürchtete sich auch davor.

Was hat das nun mit Musik zu tun? Kurz gesprochen: analog zur Malerei schlugen die ausufernden Mäander des Jugendstils um in eine karge Sachlichkeit, wobei die Klangwogen der „Jugendstilmusik“ à la „Gurre-Lieder“ von Schönberg schon in ihrer Überladenheit den Kern des Untergangs in sich trugen und die Neue Musik ihre Herkunft aus der Spätromantik nicht leugnete, z.B. im zweiten Streichquartett von Arnold Schönberg mit seinem Zitat des populären „Augustin“-Liedes. Anton Webern konnte sich mit seinen minimalistischen Gebilden nie gegen seinen sinnlichen Kontrahenten Alban Berg durchsetzen – gerade in einer Stadt wie Wien nicht, was nun aber bezeichnenderweise nicht heißt, daß die Wiener Alban Berg auf Händen getragen hätten. Diese Stadt war schon immer sehr empfänglich für künstlerische Ignoranz. Bis heute übrigens: wenn der Chef eines der beiden großen Wiener Konzerthäuser einem nicht gerade unrenommierten Musiker vor einigen Jahren auf ein Angebot mit den Worten antwortete: „Kurzfristig keine Möglichkeit – langfristig kein Interesse“, dann weiß man, was die Stunde geschlagen hat. Schönberg dichtete ein berühmtes wein-seeliges Wiener Lied um – so kann nur ein Wiener seine Stadt hassen: „Wien, Wien nur Du allein, Du sollst von allen verachtet sein. Niemals wird man Deine Schuld verzeih'n...“ Und Georg Kreisler sinniert: „Was wäre Wien ohne Wiener?“

So schön wie eine schlafend Frau! Vielleicht kommt ,ne fesche Angina und die Donau wird wieder so blau!“

Und: Der Wiener ist nicht ernst – allenfalls schlecht gelaunt, eine Rolle, die bestens zu ihm paßt. Wenn Sie sich jemals im Wiener Musikverein aus Versehen auf einen falschen Platz gesetzt haben und der legale „Platzhalter“ erscheint (so ging es mir am Sonntag), dann wissen Sie, was ich meine. Ein Messer zwischen den Rippen stellt man sich als Labsal vor angesichts dessen, was man da zu hören bekommt. Die Nachbarin an der anderen Seite meines nun mehr rechtmäßig eingenommenen Platzes („Sessel“ wie man in Wien dazu sagt), eine ca. 80 Jahre alte Dame, beugt sich zu mir über und raunt mir nachhaltig Entsetztem mit dem ganzen Wissen der jahrelangen Philharmoniker-Abonnentin zu: „Machen’s sich nix drauß, der ist immer so“, tätschelt mir den Arm, bietet mir Konfekt an und schiebt mir aufmunternd ihr Programmheft hin.

Das alles ist „Wiener Schmä“; und vor diesem Hintergrund spielt sich seit Mozarts Zeiten die Musik in dieser „unglaublichen Stadt“ ab. Da gibt es eine „Eroica-Gasse“, die nichts, aber auch gar nichts mit Beethovens dritter Sinfonie zu tun hat; da gibt es einen Bahnhof, der in einer Universität mit angeschlossenem Fernheizwerk liegt, das sich mit einem Hundertwasser-Dekor zusätzlich als „Kunst“ tarnt; da gibt es einen Mozart, dessen Ruhestätte seiner körperlichen Überreste man nicht kennt, da er seinerzeit kostensparend in einem Massengrab verscharrt wurde und der trotzdem inzwischen ein feines Ehrenggrab auf dem Zentralfriedhof hat; da gibt es einen Schriftsteller, der am Ende seines Lebens als der Repräsentant österreichischer Literatur galt, bis zu seinem Tode aber in einer kleinen Bude hauste, die heute ein Großteil der Studenten ablehnen

würde; da gibt es höchstrangige historische Bausubstanz en masse, teils bestens restauriert und gleichzeitig verschandelt durch lieblose Anbauten im Stil von DDR-Plattensiedlungen; da gibt es Metropolen-Flair, der ein Paris aussticht und daneben tiefsten Provinzialismus, gegen den eine Stadt wie Münster noch urbanen Charme ausstrahlt. Ich liebe diese Stadt, denn sie ist für mich eine Metapher des Lebens selbst: widersprüchlich, unverständlich und kaum bewältigbar.

Die Komponisten dieses Abends kommen alle aus dieser Stadt; die Kompositionen stammen aus der Zeit zwischen 1889 und 1909; und Korngolds Lieder von 1918, er ist ja der Jüngste von allen, fügen sich stilistisch bestens in diese Zeit. Wobei man berücksichtigen muß, daß ja weder Zemlinsky, noch Schreker Schönbergs Schritt in die Atonalität mitgemacht haben – jedenfalls nicht im Sinne der strengen Schönberg-Schule. Der älteste von ihnen ist Gustav Mahler, der Zeit seines Lebens sich für Schönberg und seinen Kreis einsetzte; inwiefern er dessen radikalen Schritt in die Zwölfton-Theorie noch hat nachvollziehen können, wäre mal eine eigene Untersuchung wert. Jedenfalls stand er bis zu seinem frühen Tod 1911 fest an der Seite des „musikalischen Fortschritts“; für die Wiener, denen damals laut Paul Stefan schon ein Anton Bruckner zu modern war, war er sowieso nie einer von ihnen: zu fanatisch, zu qualitätsbewusst, zu jüdisch. Und das wussten die Wiener schlagfertig zu artikulieren. Als Mahler bei dem Skandalkonzert anlässlich der Uraufführung von Schönbergs zweitem Streichquartett einen Besucher anherrschte: „Zischen sie nicht!“, gab dieser prompt zurück: „Ich zische auch bei Ihnen!“ Man kannte sich also.

Und auch die Komponisten des Abends kannten sich. Erich Wolfgang Korngold (der Vater gab ihm den zweiten Vornamen aus Verehrung für Mozart, der diese Regung gut 100 Jahre früher zu seinen Lebzeiten hätte besser gebrauchen können) war (ohne ihn mit Mozart vergleichen zu dürfen) ein Komponier-Wunderkind, frühreifer noch als Mendelssohn und Rachmaninow. Ihm schadete nur eines: und das war sein Vater, Nachfolger des legendären Eduard Hanslick, der wie dieser Musikrezensionen mit der Durchschlagskraft eines Fallbeiles zu verfassen wußte. Hatte also der Sohn als Komponist Erfolg, schob man das dem allmächtigen Vater zu, der im übrigen auch außerordentlich ungeschickt und sich angreifbar machend für seine Sohn agitierte. Bekannter Wiener Schmäh' damals: Treffen sich zwei Pianisten. Sagt der eine zum anderen: „Du, ich spiel' jetzt ein Stück vom Korngold!“ Der Andere: „Ist es dankbar?“ Antwort: „Nein, aber der Vater!“ Ich verdanke dieses feine Beispiel Wiener Schmäh's einer zur Zeit im Jüdischen Museum in Wien laufenden Ausstellung, die sich mit Korngold Vater und Sohn beschäftigt; sie läuft noch bis zum Mai und ich kann sie Ihnen nur dringlichst empfehlen.

Auch dem heute fast unbekanntem Franz Schreker war dort vor Jahren eine Ausstellung gewidmet. Es hat zwar inzwischen, insbesondere durch die verdienstvolle Ära Michael Gielens in Frankfurt vor über 25 Jahren, eine Art Schreker-Renaissance gegeben – insbesondere der Oper „Die Gezeichneten“, eine klangorgiastische Mischung zwischen Tristan, Kamasutra und der Atmosphäre von Schnitzlers „Traumnovelle“ --- daß aber Schreker im Bewusstsein des Musikfreundes, der Mahler zur Kenntnis nimmt und Henze nicht gleich abschaltet, verankert sei, hieße zu lügen. Dabei kann man an

Schreker lernen, wie eine Musik auf einen Text seismographisch sensibel reagiert. Schreker war es auch, der in den 20er Jahren Arnold Schönberg als Leiter einer Kompositionsklasse an die Berliner Musikhochschule holte, bis beide 1933 dem braunen Mob weichen mussten.

Korngold und Schreker – das sind vermutlich die beiden Unbekannteren dieses Abends. Die anderen drei, Mahler, Zemlinsky und Schönberg, waren auch privat miteinander verflochten; und wie das im Leben so ist, spielten dabei Frauen eine Rolle. Vor allem „das schönste Mädchen Wiens“ (so Bruno Walter, Mahlers erster Kapellmeister in dessen Wiener Operndirektorenzeit): Alma Schindler, Tochter des früh verstorbenen Landschaft-Malers Emil Jacob Schindler, Stieftochter des sezessionistischen Malers Carl Moll, also Teil der Wiener Avantgarde, der sich später zu einem so lautstark sich bekennenden Nazi entwickelte hatte, daß er sich und seine Familie beim Einmarsch der „Roten Armee“ in Wien 1945 umbrachte; Alma war da schon mit „einem Ihrer Juden“ (Zitat Alma, sie meint Franz Werfel) über alle Berge. Sie wurde zuvor Muse von Gustav Klimt, Geliebte von Oskar Kokoschka, als junge Witwe Ehefrau zunächst von Walter Gropius, dann von Franz Werfel, erotischer Projektionspunkt von Alban Berg, Freundin eines bigotten katholischen Priesters..... (irgendwann muß man aufhören; Alma tat das nicht). Sie hatte als 18-jährige eine Liebesaffaire mit Alexander Zemlinsky, der ihr Kompositionsunterricht gab, noch bevor sie den neuen Hofoperndirektor Gustav Mahler kennen lernte, diesen schnell heiratete und 10 Jahre später bereits dessen Witwe wurde. Mit Schönberg verband sie ein sehr ambivalentes Verhältnis; sieht man sich aber Schönbergs andere „Sozialkontakte“ (wie das heute heißt) an, dann

muß man es sehr herzlich nennen. Schönberg wiederum verliebte sich in und heiratete bald (das war um die Jahrhundertwende und das Streichsextett „Verklärte Nacht“ ist ein musikalischer Reflex auf diese Liebe): Mathilde, die Schwester Zemlinskys, die aber nur sieben Jahre später mit einem jungen Maler durchbrannte, der dann, nachdem Mathilde reumütig wegen der Kinder zum Neutöner zurückgekehrt war, seine Wohnung anzündete, sich einen Strick um den Hals legte und sich mit seinem Revolver erschöß. Parallel: die Sache Almas mit Gropius wenige Jahre später, von der der völlig ahnungslose Mahler nur erfuhr, da Gropius in einem Anfall von Übertragung und Projektion, einen Liebesbrief an Alma adressiert hatte mit: „Herrn Hofoperndirektor Gustav Mahler“ – klarer Fall: ein Fall für Dr. Freud! Bei dem ging dann aber nicht Gropius sondern Mahler in Behandlung (es gab allerdings nur eine Sitzung). Freud sagte dazu später, er hätte noch nie einen Patienten getroffen, der eine solche Einsicht in psychologische Zusammenhänge gehabt hätte. Eine detaillierte Diagnose ist nicht erhalten – nur der kryptische Freud’sche Satz, es sei gewesen, als hätte man in ein tiefes unbekanntes Bauwerk geschaut. Beide Affairen übrigens lösten sich auf – tödlich: im ersten Fall wie geschildert durch Selbstmord des neuen Geliebten im zweiten durch Herztod des alten Ehemannes – filmreif könnte man salopp sagen, stände nicht Tragik dahinter.

Das letzte Lied unseres Programms hat eine besondere Geschichte. Gustav Mahler schenkte das Manuskript dem Nestor der neueren Musikwissenschaft, Guido Adler, einem der Ahnherren der Disziplin. Erich Schenk, sein „arischer“ Schüler, der noch in den 60er Jahren einen Studenten, der mit einer Arbeit über Gustav Mahler

den Doktor-Titel erwerben wollte, entgegnete: „Sie glauben doch wohl nicht, bei mir über einen Juden promovieren zu können!“ – dieser Erich Schenk spielte eine unrühmliche Rolle bei der nationalsozialistischen Okkupation der Bibliothek des 1941 Verstorbenen und verpiff dazu noch dessen vor den Nazis versteckte Tochter bei der Gestapo. Auf vielen Umwegen und nach vielen den sozialen Standart der Juristerei erhaltenden Anwaltskosten ist das Manuskript dieses Liedes inzwischen wieder. Das Autograph des Liedes tauchte dann in den 70er Jahren plötzlich bei Sothebys zur Versteigerung auf – aber das ist eine andere Geschichte. Der Titel ist Symbol und Programm zugleich: „gestorben dem Weltgetümmel“, „allein in meinem Himmel, in meinem Lieben, in meinem Lied!“ Siegmund Freud würde vielleicht etwas sagen von „infantiler Regression“. Diese, um das klar und angreifbar zu sagen, ist mir lieber als die Gier, Millionen Euro Steuer zu hinterziehen.

(Hans Winking)